

Anunda : eine Erzählung aus dem Leben der Hindus [Schluss]

Autor(en): **Passow, A. / Bürli, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

steilen, vom Gipfel nach der Wand sich senkenden Grashalden hinab und bald hing er dann an dem schwankenden, drehenden Seile in freier Luft . . . Doch, trotz aller drohenden Gefahren, kennt er keine Furcht. Ein froher, schallender Jaucheschrei entringt sich des Tollkühnen Brust und tiefer und tiefer geht's der graustigen Wand entlang. Wohl ruht das Seil sicher in den nervigen Händen seiner Kameraden; doch lauert und grinst der schaurige Tod in jeder scharfen Kante, die leise den zitternden, straffen Faden trennt; er lauert in jedem lockeren Stein, der mit markerschütterndem Getraße, bei leisester Berührung des Seiles, niederfährt. Bald hat der junge Bähler sich möglichst weit vom Berg zu stemmen, um am rauhen Gefels nicht zertrümmert und zerquetscht, bald hat er Stück um Stück zu lösen, um von der bröckelnden Materie später nicht erschlagen zu werden.

Glücklich ist die längste Strecke des halbsbrecherischen Weges zurückgelegt; schon ist der zwischen Luft und Erde Schwebende dem Horste ganz nah — da bleibt aber noch die schlimmste Stelle zu überwinden übrig. Weil die den Horst überragenden Felsen weit vorragten, mußte das Seil ziemlich seitlich des Horstes hinuntergelassen werden. Mit Händen und Füßen an jede Ritze, jede Spalte, an jeden Vorsprung sich klammernd, so hat der aller Gefahren spottende Waghals seinwärts nach der Rißstätte zu klettern, was ihm denn auch, dank seiner Gewandtheit und Besonnenheit, scheinbar mit Leichtigkeit, gelingt.

Jetzt tönt der Befehl nach oben „Halt!“ Bähler jun. tritt rasch über das Gerüst hinweg in den Horst, und ehe der höchlichst überraschte und gar verduzt die Augen rollende junge Adler sich ob des sonderbaren Besuches klar geworden, hat dieser sich seiner bereits bemächtigt und ihn gar unsanft und ohne alle Respektierung seines königlichen Geblütes, in einen dumpfen, engen Sack gesteckt. Unser weithin schallendes Gejauchze verständigt die auf dem Gipfel Harrenden von dem glücklichen Fang. Ein paar Scherzworte werden mit dem verwegenen Nesträuber im Horste drüben noch gewechselt, er macht den Sack mit dem Adler über der Schulter fest, dann: „Fertig! auf!“

Wir ziehen uns nunmehr vorsichtig von unserem kritischen Aufenthaltsort zurück, klettern an der ersten geeigneten Stelle dem Gipfel zu, wo wir den kühnen Adlerfänger, wohlbehalten vor seiner prächtigen Beute sitzend, im Kreise der übrigen Teilnehmer finden.

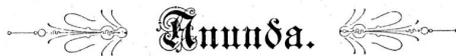
Der gefangene Adler spannte, obwohl wahrscheinlich erst in 3—4 Wochen flügge, bereits 140 cm (mit geöffneten Flügeln). Als er im Horste überrumpelt wurde, war er eben mit dem Kröpfen eines Murmeltieres beschäftigt, von welchem Fraße er sich auch nicht trennte, als man ihn ergriff und in den Sack steckte, und nur mit Gewalt konnte ihm der leckere Bissen später auf dem Gipfel abgenommen werden.

Die meisten Steinadlerhorste sind in ähnlicher Lage, wie der am Nägelistock befindliche, errichtet und nur selten gelingt eine Erstbeute ohne Hilfe eines Seiles.

Sehr hoch im Gebirge gelegene Horste sind in der Regel äußerst primitiv gebaut. Sie sind in vielen Fällen nur durch einen Haufen grober Tannenreiser gebildet. Der junge Adler hat nur das kalte, nackte Gestein zum Bette, und das aufgehäuften Geäst scheint lediglich den Zweck zu haben, ihn vor einem Sturz in den Abgrund zu wahren. Ein Mitte Juni dieses Jahres von Wildhüter Linder (Weesen) im Murgthal erstiegener, nur wenig oberhalb der Baumgrenze gelegener Steinadlerhorst war dagegen ungleich sorgfältiger gearbeitet. Grobe Holzäste, regelmäßig gekreuzt, bildeten den Unterbau des runden, gegen anderthalb Meter Durchmesser haltenden Nestes, dann folgten grüne, schwächere Tannenreiser und oben war der Horst hübsch mit Waldmoos gepolstert.

Die Paarungszeit des Steinadlers ist noch nicht genau ermittelt. Wahrscheinlich gründet er erst in vorgeschrittenem Alter, erst im 10., 12. Lebensjahre, nachdem er einem eigentlichen Zigeunerleben fröhnte und auf seinen Streifzügen die halbe Welt durchzog, ein eigenes Heim, lebt dann aber in wirklicher Treue an Seite seines Gatten weiter.

Die Horste werden Mitte oder Ende März bezogen. Das Gelege zählt gewöhnlich 2—3 Eier, doch nur selten entwickeln sich alle und in den meisten Fällen findet sich nur ein Junges vor.



Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung aus dem Leben der Hindu's.

Von A. Passow. — Frei aus dem Russischen überetzt von J. Bürli, Zell.

7. Der Plan der Gnaha.

Am folgenden Morgen befand sich die Gnaha pünktlich zur bestimmten Stunde an der Pappasquelle. „Es ist wirklich nicht schön von mir“, dachte sie „daß ich der Devadasi zu schaden suche, sie hat mir ja nie etwas zu Leide gethan. Aber man spricht überall nur von ihr, sie hat überall den ersten Platz und wir gelten nichts mehr bei Priestern und Volk. Es ist Zeit, sie zu stürzen.“ Während sie so in Gedanken vertieft dasaß, erschien auch Morro und nahm ihr gegenüber auf einem Baumstrunke Platz.

„Nun sprich, aber rasch, denn ich habe Eile!“ herrschte er sie an.

„Ich bin nicht gewohnt, daß man mit mir redet wie mit einem Hunde. Merke dir das! Doch höre! Wir lassen die Anunda durch die unreine Sekte der Kamotis entführen. Ich werde mit ihrem Vorsteher den Plan besprechen und dafür sorgen, daß die Entführung in der letzten Nacht des Rai Nastre-Festes stattfindet. Sobald Anunda weggeführt ist, wirst du die Räuber verfolgen und ihnen die Beute entreißen. Dann wird sie dich, weil du ihr Ehre und Leben gerettet, heiraten müssen. Bist du einverstanden?“

„Ja wohl, du bist ein Teufelsweib, Gnaha. Wenn der Plan gelingt, gebe ich dir einen Gürtel und Ohrgehänge von Gold, wie sie Anunda trägt.“

Bei diesen Worten zeigte sich in den Augen der

Berräterin ein unheimliches Leuchten. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie vom Priester Abschied und ging in den Tempel zurück.

Der letzte Tag des Rai Nastre-Festes war zu Ende. Anunda war eben im Begriffe, den Tempel zu verlassen, um nach Hause zu gehen, als die Gnaha vor sie trat und sie ersuchte, hinter den Tempel zu gehen, um dort ein Gewand aufzuheben, das soeben dort heruntergefallen sei. Nichts Böses vermutend, ging die Priesterin, von der Tänzerin begleitet, zur genannten Stelle. Kaum waren sie aber aus der Hinterthüre des Tempels getreten, als ein unbekannter Mann sich auf Anunda losstürzte, ihr ein schweres Tuch über den Kopf warf, sie auf seine kräftigen Arme nahm und mit ihr davon eilte. Dies alles war in einem einzigen Augenblicke geschehen, doch nicht ganz in der Weise, wie die Gnaha es gewünscht hatte. Der Schrei, den die Devadasi ausstieß, war, obwohl durch das dicke Tuch ein wenig gedämpft, doch laut genug, so daß er von Bias Chaschtra, der im Tempel seine Tochter suchte, gehört wurde.

Als Morro die Devadasi schreien hörte, blieb er wie festgewurzelt vor Schrecken. Er hielt es für unmöglich, daß dieser Schrei nicht gehört worden sein sollte. Was sollte er nun thun? Den Räubern nachsetzen und die Rolle des Retters spielen! Das wäre gewiß das Beste. Allein war er denn sicher, daß ihn Anunda nicht gesehen hatte? Das böse Gewissen plagte ihn bereits und ließ ihn zu keinem Entschlusse kommen, so daß er wie festgebannt sich nicht von der Stelle rühren konnte.

„Flieh doch!“ rief ihm die Gnaha zu. „Man hat den Schrei im Tempel gehört, und schon kommt ihr jemand zu Hülfe. Fort, fort von hier!“

„Ah, wenn ich nur wüßte, nach welcher Richtung sie geflohen sind!“ sagte er, ins Finstere spähend.

„Fort, fort, es ist dein Tod, wenn du hier bleibst!“ rief noch einmal die Gnaha und wollte ihn mit sich fortreißen. Allein Morro stieß sie voll Verachtung zurück.

„Um so schlimmer für dich. So lebe wohl, und die Göttin Kali beschütze dich!“ Mit diesen Worten war die Gnaha in der Dunkelheit verschwunden.

In demselben Augenblicke erhob sich, wie aus der Erde gezaubert, die kräftige Gestalt des Bias Chaschtra vor den Augen Morros. Dieser war wie gelähmt vor Schrecken.

„Sprich, wo ist meine Tochter?“ rief der Priester mit lauter Stimme. „Was hast du mit ihr gethan? Du hast sie schreien hören!“

„Ich, ich . . . Was willst du sagen. Ich habe nichts gehört!“ stotterte Morro und versuchte zu entfliehen. Allein Bias Chaschtra trat ihm in den Weg und donnerte ihn an: „Du lügst, Glender! Du hast sie schreien hören und mußt wissen, was sich mit ihr zugetragen hat. Wenn du mir nicht alles sagst, werde ich die Wache herausrufen, damit sie dich verhafte und in Fesseln lege.“

Als Morro den Oberpriester so sprechen hörte, geriet er fast außer sich vor Zorn. Ihn, den gelehrten Priester, den Pantiten, wollte man verhaften und dem Gespötte des Volkes preisgeben, und dies alles nur eines verächtlichen Weibes wegen! Nein, das durfte niemals, niemals geschehen!

„Was geht mich deine Tochter an? Ich bin nicht zu ihrem Wächter bestellt“, antwortete er trotzig. „Nähre mich nicht an, wenn dir dein Leben lieb ist!“

Allein Bias Chaschtra ergriff die Arme Morros und hielt sie, wie eingeschraubt, in seinen kräftigen Händen. „Du bist mein Gefangener“, rief er, „denn du hast das Allerheiligste geschändet, und die Priester werden dich richten!“

Nun entspann sich zwischen den beiden ein heftiger Kampf. Mit unglaublichen Anstrengungen gelang es endlich dem Morro, die rechte Hand aus ihrer eisernen Umklammerung zu befreien, dieselbe zur Faust zu ballen und dem alten Bias einen heftigen Schlag gegen die Stirne zu versetzen, in Folge dessen derselbe nach rückwärts stürzte und den Kopf so unglücklich gegen eine Mauer Ecke anschlug, daß er bewußtlos am Boden liegen blieb.

„Warum stöhnt er nicht, warum regt er sich nicht?“ dachte Morro und sah ihn mit großen Augen an. „Vielleicht ist er doch nur betäubt!“ Um völlig sicher zu sein, läßt er sich auf die Kniee nieder und legt dem Alten die Hand auf die Brust. Doch er fühlt keinen Herzschlag, keine Atmung mehr, und das Gesicht ist blaß, wie der Tod.

„Mörder, Mörder!“ hörte Morro hinter sich rufen. Es klang wie Stimmen der unreinen Geister, der Dämonen, die ihn von allen Seiten zu umgeben schienen. Eine abergläubische Furcht bemächtigte sich seiner.

„Nein, ich bin kein Mörder“, so tröstete er sich selbst. „Ich habe aus Nothwehr so gehandelt. Hätte er mich nicht angegriffen, so hätte ich ihn nie geschlagen. Es ist übrigens nicht meine Schuld, daß er mit dem Kopfe gegen die Mauer Ecke gefallen ist.“

Allein die Stimmen der unreinen Geister hörten nicht auf, ihm ins Ohr zu rufen: „Mörder, Mörder!“ Um die Spuren der Thäterschaft zu verwischen, mußte er nun den Körper des Getödeten bei Seite schaffen. Mit großer Anstrengung schleppte er denselben in den nahen Wald und warf ihn hier in den Fluß. Zudem er so handelte, war er fast sicher, unentdeckt zu bleiben; denn die Leute würden ohne Zweifel annehmen, daß der Alte, während er die Tochter suchte, in der Dunkelheit ausgeglitten und in den Fluß gefallen sei. Dann ging Morro in fieberhafter Eile nach Hause, und obwohl ihm niemand begegnete, glaubte er sich doch unaufhörlich von zahlreichen Dämonen verfolgt, die ihm das schreckliche Wort: „Mörder, Mörder!“ zuriefen.

8. Die Begegnung.

In der letzten Nacht des Rai Nastre-Festes war Major Douglas morgens drei Uhr mit einer Schar Hindus aufgebrochen, um sich auf die Jagd einer Hirschenart, Sambura genannt, zu begeben. Während sie durch ein bewaldetes Thal ritten, hörte der Major plötzlich ein eigentümliches Geschrei. Er hielt stille, um zu horchen. Der Schrei wiederholte sich, und es war kein Zweifel, daß es ein Schrei um Hülfe war, hervorgebracht von jugendlicher und melodischer Stimme. Sogleich eilte Douglas mit seinen Gefährten nach der Richtung, aus welcher der Schrei gekommen war. Schon nach wenigen Minuten holten sie eine Bande von Ramosis ein, die in ihrer Mitte einen Palankin trugen. Mit kräftiger Hand schob der Major die Leute, die ihm den Zugang zu demselben versperrten wollten, bei Seite



Kilchberg bei Zürich.

Originalzeichnung von G. Schelling, Zürich.

und öffnete die Thüre des Tragessels. Groß war sein Erstaunen, als er ein Frauenzimmer in demselben erblickte und noch größer seine Verwunderung, als er in demselben die „Devadasi“ aus Tuldschapur erkannte.

„Darf ich herauskommen?“ fragte Anunda schüchtern. „Wollen Sie mich beschützen?“ Und aus dem Palankin steigend, warf sie sich nach Hindu-Sitte dem Major vor die Füße.

„Hochedler Herr!“ sagte sie nun. „Diese Leute haben mich aus dem Tempel zu Tuldschapur, wo ich Priesterin war, entführt. Aus welchem Grunde sie das gethan und was sie mit mir vorhatten, kann ich nicht wissen, aber jedenfalls lag es in ihrer Absicht, mir Böses zu thun. Ich beschöre Sie, beim Haupte Ihrer Mutter, befreien Sie mich von diesen Bösewichten und führen Sie mich zu meinem Vater, dem Oberpriester der Göttin Kali in Tuldschapur zurück!“

„Seien Sie ohne Sorge. Ich werde alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht“, antwortete Douglas freundlich. „Niemand soll Ihnen ein Haar krümmen. Doch stehen sie auf!“

Anunda erhob sich. Das ruhige Wesen des Majors, dessen ehrliches Gesicht und freundliche Stimme flößten ihr Vertrauen ein und sie begann, sich unter seinem Schutze vor jeder Gefahr sicher zu fühlen.

Diese unerwartete Begegnung im tiefen Walde erschien dem jugendlichen Major wie eine Scene aus einem Feen-Märchen und die Hindu-Priesterin in ihrem reichen Purpurgewande wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Und als dann die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihr üppiges, rabenschwarzes Haar beleuchteten und ihrem bleichen, feinen Gesichte einen rothigen Anhauch gaben, da mußte er sich gestehen, daß ihn noch ein anderes Gefühl, als das des Mitleids für das schöne junge Weib durchdrang.

„Ich begreife, daß Sie nach Tuldschapur zurückzukehren wünschen“, sagte er nun zu Anunda. „Aber es scheint mir zweckmäßiger, zuerst Ihrem Vater Botschaft zu senden, daß Sie sich unter meinem Schutze befinden; dann kann er selbst kommen, Sie abzuholen.“

Nachdem Douglas den Führer der Ramosis-Bande hatte festnehmen lassen und den andern bei strenger Strafe befohlen hatte, sich zu zerstreuen, ersuchte er Anunda, wieder in den Palankin zu steigen und ließ sie durch seine Hindus nach seinem Bungalow bringen. Inzwischen begab er sich nach Tuldschapur, um dem Oberpriester die freundliche Nachricht von dem Wiederfinden seiner Tochter mitzutheilen. Erst am folgenden Tage kehrte er traurig und niedergeschlagen nach seinem Landhause zurück, mit der fürchterlichen Nachricht, daß Bias Chaschtra unweit des Tempels tot aufgefunden worden sei. Es war eine schwere Aufgabe für den Major, der Anunda hiervon Mitteilung zu machen; doch er nahm sich zusammen, setzte sich neben die Priesterin auf den Divan und rief sie mit ihrem Namen Anunda. Voll Neugierde und Erwartung erhob sie zu ihm ihre großen, schwarzen Augen. „Anunda, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das Sie schmerzen wird. Ich bitte, seien Sie fest und seien Sie überzeugt, daß wir Ihre Freunde sind und daß Ihre Leiden und Freuden uns so nahe gehen, wie die unsrigen.“ Anunda legte die Hand aufs Herz und sah ihn erschrocken an. „Sprechen

Sie mein Herr, ich bin Ihnen sehr dankbar für ihre Güte.“ „Ihr Vater lebt nicht mehr!“ brachte Douglas plötzlich hervor. „Er verließ diese Welt kurz nach Ihrer Entführung.“ Anunda sah ihn mit weit geöffneten Augen an. Ihr Gesicht war blaß und ihre Lippen zitterten. „Verzeihen Sie, mein Herr!“ sagte sie endlich. „Ich verstehe Sie nicht. Es geht mir alles so im Kopf herum: Bitte, sagen Sie es noch einmal!“

„Sie haben Ihren Vater verloren, Anunda. Bias Chaschtra ist tot.“ Sie hatte verstanden. Ein wilder Schrei, ein Schrei unsäglichen Schmerzes entrann sich der Brust des unglücklichen Weibes. Sie konnte den Gedanken, ihren Vater, den sie unendlich liebte, der ihr alles war, verloren zu haben, nicht ertragen. Ihr ganzer Körper zitterte vor dem Schmerz ihrer Seele, und den Kopf in den Kissen verbergend, ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

Als Anunda sich von ihrem Schmerz etwas erholt hatte, bat sie den Major, sie in das Haus ihres Oheims und einzigen Verwandten nach Bia zu bringen. Die arme Waise gab sich der Hoffnung hin, daß der Oheim ihr gestatten würde, den Dienst im Tempel der Göttin Kali fortzusetzen.

9. Die Entdeckung.

Major Douglas, wohlbekannt mit den Gebrüchern der Hindus, hatte der unglücklichen Anunda dringend von ihrem Vorhaben abgeraten und sich bereit erklärt, sie als Gesellschafterin seiner Schwester Ines im Hause zu behalten. Allein teils aus Besorgnis, ihren hochherzigen Wohlthätern zur Last zu fallen, teils aus Furcht vor ihren Glaubensgenossen, die ihren Aufenthalt bei Christen als einen Abfall vom brahminischen Glauben deuten würden, bestand sie auf ihrem Entschlusse und begab sich nach Bia, in das Haus ihres Oheims, des Narayan Howind.

Es ging nicht lange, und sie wurde angegeschuldigt, sich durch den Umgang mit Christen verunreinigt zu haben. Die Anschuldigung ging vom „Swami“, dem Oberpriester zu Bia, aus. Dieser forderte sämtliche Priester des Ortes auf, im Hause des Narayan Howind in feierlicher Versammlung zusammenzutreten und zu beraten, was mit Anunda zu geschehen habe. Eine fürchterliche Strafe wartete ihrer, wenn es ihr nicht gelingen sollte, sich zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke blieb ihr nur ein Mittel übrig, nämlich ein neues Wunder von Seiten der Göttin. Sie bat daher um die Erlaubnis, ihr Schicksal von dem Urtheil der Göttin selbst abhängig machen zu dürfen, was ihr die Priester ohne Anstand bewilligten.

Von den ausgestandenen Leiden beinahe erschöpft, begab sich Anunda zur Nachtzeit, von zwei Priestern begleitet, nach dem Kali-Tempel zu Bia. In der fast vollständig dunkeln Kapelle angekommen, warf sie sich zu Füßen des Gözenbildes, das sie so sehr an dasjenige von Tuldschapur erinnerte und betete inbrünstig bis zum Anbruche des Tages. Schon beleuchteten die blassen Strahlen der Morgenröthe die höher gelegenen Teile des Tempels, als der zur Bewachung Anundas bestimmte Priester dem Schlafe nicht mehr zu widerstehen vermochte und einschlummerte. Diesen Umstand benutzte eine junge Weibsperson, um sich unbemerkt in die Kapelle zu

schleichen. Anunda hörte leise ihren Namen nennen, und als sie sich umwandte, sah sie die Gnuha vor sich. „Fürchte dich nicht!“ sagte diese, „ich bereue von Herzen das Böse, das ich dir gethan und komme, dir ein schreckliches Geheimnis mitzuteilen, das mich fast zu Tode peinigt, wenn ich es dir nicht enthüllen kann. Ich beschwöre dich bei den feurigen Augen der Gottesmutter zu Tuldschapur, höre mich an!“

Die Gnuha sprach diese Worte mit so schmerzlich bewegter Stimme und trauriger Miene, daß Anundas gerechter Zorn sich legte und ein Gefühl des Mitleids die Oberhand gewann. „So sprich denn!“ sagte sie. „Ja, aber du mußt näher zu mir herantreten, damit ich dir die fürchterliche Wahrheit ins Ohr flüstern kann. Kein Mensch, weder der Priester dort, noch die Göttin da oben, darf meine Worte hören. Ein schmachvoller Tod würde mich treffen, wenn mein Geheimnis bekannt würde. So schwöre mir denn, mich nicht zu verraten!“ Anunda gelobte, das Geheimnis zu wahren.

„Nun,“ sagte die Gnuha, „wisse, daß es Morro Trimmul war, der deinen Vater umgebracht hat. Du siehst mich so verwundert an und willst mir nicht glauben, doch ich kann dir beweisen, daß ich die Wahrheit spreche. Allein das ist nicht alles. Auch Major Douglas wird ihm zum Opfer fallen, schon hat Morro die Mörder für ihn bestellt. Glaube mir, der Priester geht rasch und sicher zu Werke, und vielleicht schon nach wenigen Stunden wird Douglas eine Leiche sein!“

„Major Douglas, mein Erretter!“ rief Anunda entsetzt. Doch schnell faßte sie sich und warf sich entschlossen zu den Füßen der Göttin. „Heilige Mutter,“ betete sie, „erhöre dein Kind. Ich weiß, du wünschst ein Opfer. So nimm mich an, ich bin zu sterben bereit. Dafür aber schone des Freundes Leben, rette, o rette ihn aus den Händen der Mörder!“

Dann erhob sie sich, ging zu den beiden Priestern und teilte ihnen mit, daß sie entschlossen sei, die Heiligkeit mit dem Tode zu erkaufen und sich selbst der Göttin zum Opfer zu bringen. Bald erschien der Swami mit der ganzen Priesterschaft im Tempel. Groß war ihre Verwunderung und ihr Erstaunen, als ihnen der heroische Entschluß der jungen Priesterin zur Kenntnis gebracht wurde. Doch kaum hatte der Swami dem freiwilligen Opfer seinen Segen erteilt, als ein schöner, junger Mann sich vordrängte und sich Anunda zu nähern suchte, um ihr, wie es schien, etwas ins Ohr zu flüstern. Allein die Priesterin ließ ihn nicht zu sich herankommen, sondern streckte abwehrend die Hand aus und rief im Tone des Entsetzens: „Weiche von mir, du Mörder meines Vaters!“

Morro zitterte am ganzen Leibe und sah sie verwundert und bestürzt an. Woher konnte sie wissen, daß er der Mörder des Oberpriesters war? Wer hatte ihr dies gesagt? Vielleicht die Göttin selbst. Er wollte sprechen, aber seine stets zur Lüge bereite Zunge verjagte ihm den Dienst; er wollte fliehen, aber seine Füße waren wie an den Boden gewachsen.

„Führt ihn weg, damit er seine Schuld bekenne und gerichtet werde; denn es ist kein Zweifel, daß er das Verbrechen begangen; es steht ihm ja auf dem Gesichte geschrieben,“ sagte der Swami.

* * *

10. Die Darbringung des Opfers.

Die Stunde, zu welcher das Opfer dargebracht werden sollte, war gekommen. Anunda sollte als eine „Sutten“, d. h. als ein freiwilliges Opfer verbrannt werden. Trotz aller Ehren, die man ihr erwies, trotz aller Lobgefänge, mit denen sie verherrlicht wurde, zeigte sich im Ausdruck ihres Gesichtes und in ihrem Benehmen nur zu deutlich, daß ihr Opfer nicht der Ausfluß religiöser Begeisterung war, sondern daß andere Beweggründe sie zu demselben bestimmt hatten. Es war bei ihr keine Spur jenes eigentümlich verklärten Glanzes der Augen, jenes seligen Lächelns der Lippen wahrzunehmen, die man sonst stets bei den Suttens beobachten konnte. Ihre Gedanken waren ferne unter dem Dache des Christen, für den sie das Opfer ihres Lebens zu bringen entschlossen war. Die Gesetze ihrer Religion und ihr eigenes Gewissen gestatteten ihr allerdings nicht, an ihn zu denken, allein sie konnte nicht anders. Sie fühlte, daß sie ihn unendlich liebte, mit jener kräftigen Liebe, von der sie in den heiligen Büchern so viele Beispiele gelesen. Allein diese ihre Vorbilder hatten mit reiner Liebe geliebt, während sie von einer sündigen Liebe ergriffen war, aus der sie keinen Ausweg kannte. Dazu kam der beängstigende Zweifel, ob sie unter diesen Umständen nicht den Zweck verfehlen könnte, der ja der einzige Beweggrund ihres freiwilligen Opfertodes war. Hatte sie mit ihren sündhaften Gedanken nicht die Göttin erzürnt und mußte sie nicht fürchten, daß ihr Opfertod für den Geliebten nutzlos sei?

Aus dem Hause tretend, stießen der Swami Narayan Howind die Suttin vorwärts; ihnen folgten die Priester und Musikanten. Die Prozession setzte sich unter dem betäubenden Lärm der Cymbeln und Flöten und den monotonen Chorgesängen der Priester nach dem Flusse hin in Bewegung. Am Ufer desselben erhob sich ein Scheiterhaufen, von unten bis oben mit Kränzen, Teppichen, seidnen Bändern u. s. w. bunt geschmückt. Einige rohe Stufen führten auf die Plattform hinauf, die, mit köstlichen Teppichen und Kissen bedeckt, der Suttin als Lager zu dienen hatte. Obwohl Anunda an der Spitze des Zuges ging, schien sie das fürchterliche Schaffot nicht zu sehen, denn sie war zu sehr mit anderen Gedanken beschäftigt. Erst als man, am Ziele angekommen, ihr das prächtige Obergewand abnahm, fiel ihr Blick zufällig auf den Scheiterhaufen und brachte ihr die fürchterliche Wirklichkeit zum Bewußtsein. Allein überzeugt davon, daß jeder Widerstand vergeblich, fügte sie sich in ihr schreckliches Los und ließ sich, wenn auch an allen Gliedern zitternd, geduldig auf die Plattform hinaufführen.

„Halt! Im Namen des Gesetzes!“ ertönte auf einmal eine kräftige Stimme. „Jeder wird ohne Mitleid getötet, der uns Widerstand zu leisten versucht!“

Anunda kannte diese Stimme und ein Schrei der Freude entrang sich ihrer Brust. Einen Augenblick später fühlte sie sich von den festen Armen desjenigen ergriffen, für den sie zu sterben beschloßen hatte. Sie hatte gerade noch Kraft genug, ihrem Retter einen dankenden Blick zuzuwerfen, dann aber verlor sie das Bewußtsein und sank auf ihr Lager zurück.

Major Douglas, der von der beabsichtigten Suttin-

Verbrennung noch rechtzeitig Kenntnis erhalten hatte, war in aller Eile mit einer Truppenabteilung nach der Opferstätte aufgebrochen und glücklicherweise noch im rechten Augenblicke angekommen, um den fanatischen Hindu-Priestern ihr Opfer zu entreißen. Das Volk wurde von den Truppen auseinander getrieben und zerstreute sich nach allen Richtungen, ohnmächtige Drohungen und Verwünschungen ausstoßend. Die Priester aber benutzten die allgemeine Verwirrung, um ungeschoren zu entkommen.

Schluss.

Fünfzehn Jahre sind seither verflossen. Anunda, die ehemalige Priesterin, ist jetzt die Gemahlin des Major Douglas. Die Liebe, diese mächtige Erzieherin, hatte auf die Seele der jungen Hindu-Frau gewirkt, wie der erfrischende Tau der Nacht nach des Tages brennender Hitze auf die junge Pflanze. Nicht ohne schweren Kampf trennte sich Anunda von allem dem, was sie von frühester Kindheit an geliebt und geschätzt hatte; aber trotzdem war sie zur Ueberzeugung gekommen, daß die Göttin Kali nichts anderes sei, als ein leerer Wahn, ein Trugbild. Das verknöcherte Brahmanentum mit seinen abscheulichen Auswüchsen des Götzendienstes, der Selbstverstümmelung, der Witwen-Verbrennung konnte ihrem für alles Schöne und Gute so empfänglichem Herzen und ihrem Drange nach werthätiger Menschenliebe nicht mehr genügen. Ihr tief fühlendes Herz sehnte sich nach einer höhern, reinern Religion, welche imstande ist, die

Bedürfnisse der betrübten Seele zu befriedigen. Im Hause des Majors Douglas hatte sie ein zweites Heim und an Mistreß Lure eine zweite Schwester gefunden. Der Major trug sich sogar mit dem Gedanken, sie zu seiner Gemahlin zu machen, und nur eine längere Krankheit, die sich Anunda infolge der ausgestandenen körperlichen und geistigen Leiden zugezogen hatte, hielt ihn davon ab, ihr seine Liebe zu gestehen. Als sie aber sich wieder erholt hatte und der Major eines Tages um ihre Hand anhielt, da sprach sie zu ihm die schönen Worte der Moabiterin: „Ich gehe, wohin du gehst; ich werde da wohnen, wo du wohnen wirst; dein Volk wird mein Volk und dein Gott wird mein Gott sein.“

In ihrer hohen Stellung als Gemahlin des Vizepräsidenten Douglas war Anunda unaufhörlich bemüht, ihre alten Stammesgenossen geistig und sittlich zu heben und sie mit Rat und That zu unterstützen. Von ihr angeregt, gründeten Major Douglas und dessen Schwager, Dr. Turn, in Kalkutta ein Asyl für brahminische Witwen, wo diese Unglücklichen, ohne der öffentlichen Verachtung preisgegeben zu sein, ihren Sitten gemäß leben und sich durch Arbeit ihr tägliches Brot verdienen können. Leider gibt es noch nicht viele Hindu-Witwen, welche mutig und aufgeklärt genug sind, sich über die Vorurteile der fanatischen Menge hinwegzusetzen und dieses wohthätige Institut zu benutzen. Es wird noch lange, lange gehen, bis die grausamen und wilden Gebräuche der Brahminen aus dem Sinn und Herzen des indischen Volkes verdrängt sein werden.

Frauenfeld als Sitz der ehemaligen Tagsatzung.

Historische Skizze von J. Häberlin-Schaltegger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Unter den ehemaligen sogenannten „Gemeinen Herrschaften“ der 13 alten Orte galt die Landvogtei Thurgau für weitaus die bedeutendste. Daher wurden bald nach dem Uebergange des Thurgaus an die 7 alten Orte (1460) die regelmäßigen Jahresverhandlungen derselben mit Vorliebe nach dem Hauptorte dieser Vogtei, dem Städtchen Frauenfeld, verlegt und auf denselben neben den allgemeinen Angelegenheiten aller Art zugleich die Jahresrechnungsgeschäfte der Landvogteien Thurgau, Rheintal, Sargans und des Freiamts (im Aargau) vorgenommen, sowie auch die aus denselben an die regierenden Orte zur Entscheidung gelangenden Zivilstreitigkeiten erledigt. Für die westlichen „Orte“ war indes der Thurgau allzu abgelegen, so daß von 1517 an bis zum Jahre 1712 das Städtchen Baden als allgemeiner Versammlungsort vorgezogen wurde. Nachdem jedoch durch den Landfrieden vom Jahre 1713 die Grafschaft Baden und das untere Freiamt an die Orte Zürich, Bern und reformiert Glarus abgetreten worden waren, wollten die katholischen Orte nicht mehr länger an einem Orte verhandeln, an welchem sie keinen Anteil mehr hatten, und so kam es denn, daß Frauenfeld wieder zu der Ehre gelangte, Versammlungsort der regelmäßigen Jahrestagsatzungen zu werden.

Diese sogenannten Jahrestagsatzungen, gewöhnlich aber „der Syndikat“ genannt, brachten jedesmal eine ungewöhnliche Bewegung in das sonst so spießbürgerliche Leben dieses kleinen Freistaates. Sie wurden gewöhnlich am ersten Montage des Monats Juli eröffnet und dauerten wenigstens 2, gewöhnlich jedoch 3 Wochen, ja dehnten sich zuweilen sogar bis in den Anfang des Monats August aus.

Es litt die franke Helvetia
An Schwären und tiefen Wunden.
Doch waren die rechten Doktoren da,
Die ließen sie wieder gefunden,
O, du geliebtes Vaterland,
Geh' niemals uns aus Rand und Band!
Kunfiker.

Aber auch außerordentliche Konferenzen der 13 alten Orte fanden wiederholt in Frauenfeld statt, zuletzt 1798 vom 1. bis 14. März über die Freierklärung der bisherigen Landvogteien und „Gemeinen Orte“ und deren Zulassung als Bundesglieder der Eidgenossenschaft.

Natürlich brachten nun die Sitzungen dieses „Syndikats“ stets zahlreiche Gäste in das für gewöhnlich so stille Städtchen; waren doch die Gesandtschaften der 13 Orte immer doppelt besetzt und von Weibel und „Leberreuter“ (Reitfnecht) begleitet. Die Sitzungen wurden auf dem (1788 abgebrannten) Rathhause abgehalten, und neben den 13 Orten waren auch für den Abt und die Stadt St. Gallen, die Republik Biel, für die fremden (namentlich französischen) Gesandten und für den abwartenden Landvogt eigene Plätze reserviert. Die Rangordnung der Gesandten veranschaulicht nachfolgendes Tableau.

Als am 19. Juli 1771 ein Teil Frauenfelds durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde, hielt die eben versammelte Tagsatzung noch eine Sitzung in dem etwas außerhalb des Ortes gelegenen Kloster der auch bei den Protestanten sehr beliebten Kapuziner (1849 mit den übrigen Klöstern des Kantons, ausgenommen St. Katharinenthal, aufgehoben) ab und verlegte sodann, weil mit Ausnahme des Hauses „zum Schwert“ (damals das „Zürcher Haus“ genannt) keines der Häuser, in welchen die Ehrengesandten zu logieren pflegten, dem vererblichen Schicksale entgangen war, die Fortsetzung ihrer Verhandlungen nach Baden.

Aber noch viel zahlreicher als die Gesandten der regierenden und der sogenannten „zugewandten Orte“ (Biel,